Der Hausfreund

UNTERHALTUNGSBEILAGE ZUM „OSTDEUTSCHEN VOLKSBLATT“

Nr. 11 | Lemberg, am 26. Ernting (August) | 1928



10)

Sie hatte ihre gewohnte Schwesternkleidung, das heißt „erste Garnitur“, wie sie ihr Festtagskleid scherzend nannte, an. Unter dem weißen Häubchen, das wie eine Krone auf ihrem Kopf saß, stahlen sich die goldbraunen Löckchen übermütiger denn je hervor. Ein Sonnenstrahl, der durch das Fenster huschte, warf einen Glanz über sie, so daß ihre Schönheit noch berückender erschien.

Sie zog aller Blicke auf sich. Man tauschte leise Bemerkungen aus. Carmen merkte in dem Eifer ihrer Beschäftigung nichts davon. Aus dem dampfenden Teekessel von getriebenem Kupfer goß sie den Tee auf und füllte ihn in die von Giovanni auf silbernem Brett bereitgehaltenen Gläser.

Es blieben zuletzt noch zwei Gläser übrig, und während der Diener die anderen den Gästen herumreichte, füllte sie die beiden, stellte sie auf ein zierliches Tablett und trat damit, einem plötzlichen Impulse folgend, zu Hartungen, der als Gastgeber noch nicht mit Tee versorgt war.

„Bitte, Herr Professor.“

Er sah etwas erstaunt zu ihr auf, nahm ihr jedoch das Brett mit beiden Gläsern ab, stellte es auf den Tisch vor sich hin und zog einen leeren Stuhl an seine Seite.

„Wollen Sie sich jetzt zu uns setzen, Schwester Carmen?“

Sie kam seiner Aufforderung sofort ohne Ziererei oder Befangenheit nach und nippte an dem Teeglas, das er ihr hingeschoben hatte. Durch diese wie selbstverständliche Gleichberechtigung, die ihr Hartungen durch seine Aufforderung, an seiner Seite Platz zu nehmen, gab, rückte sie mit einem Schlage in den Mittelpunkt allseitigen Interesses, und auch die entfernter Sitzenden — man hatte sich um einzelne kleine Tische gruppiert — nahmen an der allgemeinen Unterhaltung teil.

Die formgewandte Sicherheit, die vornehme Zurückhaltung und doch sprudelnde Lebhaftigkeit in ihrer Unterhaltung frappierte und entzückte zu gleicher Zeit. Man war es bisher nicht gewohnt, an einer Krankenpflegerin derartige Eigenschaften zu beobachten, und man zerbrach sich den Kopf über ihre Herkunft.

Baron von Rosen, der mit seinen Verwandten an demselben Tisch wie Carmen saß, verwandte kein Auge von ihr. Doch in Gegenwart Hartungens und der Fremden tat er sich Zwang an, um sie nicht so auszuzeichnen, wie es eigentlich in seiner von dem Reiz ihrer Person berauschten Stimmung lag.

Dafür flüsterte ihr aber der Backfisch, der sich geschickt einen Platz auf der anderen Seite der Schwester erobert hatte, überschwengliche Schmeicheleien zu, über die sie nachsichtig lächelte, ohne recht hinzuzuhören. Sie befand sich heute in einer besonders frohen und angenehm erregten Stimmung.

Um sieben Uhr war der Tee zu Ende, und die Gäste entfernten sich einer nach dem andern.

Carmen blieb auf des Professors ausdrücklichen Wunsch bis zuletzt.

„Nun wollen wie unsere Konferenz abhalten, Frau Kollega,“ sagte er, anscheinend noch in der Besuchsstimmung, scherzend, öffnete die Tür nach seinem Arbeitszimmer und ließ sie vorangehen.

Sie setzte sich auf ihren gewohnten Platz, Hartungen gegenüber an seinen Schreibtisch.

Er zog gemächlich aus seiner Zigarrentasche eine Zigarre hervor, steckte sie in Brand und blies den Rauch in die Luft. Dann lehnte er sich behaglich zurück und schlug das rechte Bein über das linke. Carmen hatte ihn noch nie in solcher lässigen Stellung gesehen. Er war bisher fast zu steif und formell gewesen. Eine leichte Verlegenheit bemächtigte sich ihrer, und ihr Herz begann zu klopfen.

„Wollen Sie jetzt, bitte, beginnen,“ forderte er sie auf.

Sie, die Gewandte, suchte fast ängstlich nach Worten, und wußte nicht, womit sie beginnen sollte. Sie fand weder den alten sachlichen Ton, den sie sonst bei ihren Berichten anzuschlagen pflegte, noch fielen ihr Einzelheiten vom heutigen Tage ein.

Halt — war es nicht heute, wo Frau Rudloff den leichten Schwindelanfall hatte? Ja, richtig! Er war zwar ganz bedeutungslos, aber sie konnte sich trotz aller Anstrengung auf nichts anderes besinnen.

So fing sie ihren Bericht, froh, etwas vorbringen zu können, damit an, doch er schnitt ihr mitten drin das Wort ab:

„Lassen Sie heute die Krankengeschichten, Schwester — erzählen Sie mir lieber von sich selbst.“

„Von mir selbst?“

Sie war ganz erschrocken.

Nach ihren eigenen Interessen hatte bisher noch niemand hier gefragt. Sie war keine Persönlichkeit, sondern nur der Abglanz der anderen, der Ort, wo man in naivem Egoismus seine Leiden und Interessen ablagern zu können glaubte, ohne nach ihrem Innenleben und Gemütszustand zu forschen. Nicht einmal nach ihren Familienverhältnissen hatte man gefragt, abgesehen von einigen rein neugierigen Fragen sogleich zu Anfang, denen sie geschickt ausgewichen war.

Nun wollte Hartungen etwas von ihr wissen. Hatte er vielleicht Verdacht geschöpft, etwas von ihrer Herkunft erfahren, und wollte er sie auf die Probe stellen? Sie hatte sich vorgenommen, mit dem Augenblicke, wo sie in den Beruf als Krankenpflegerin eintrat, ihren wahren Stand zu verleugnen, und es jetzt siegreich durchgeführt. Sollte sie jetzt ihr Geheimnis preisgeben und sich dadurch vielleicht in eine schiefe Stellung bringen? Sie schwankte sekundenlang ernstlich, in der Erwägung, ob es ihre Pflicht wäre, ihm die Wahrheit zu gestehen, und ob sie seine Aufforderung in diesem Sinne auffassen sollte.

„Da ist nicht viel zu erzählen, Herr Professor,“ wich sie aus, ihn mit einem unsicheren Blick streifend.

Er blies eine neue Rauchwolke in die Luft und sah dann wieder zu ihr hinüber, halb forschend, halb lächelnd.

Carmen atmete erleichtert auf, aber sie wußte noch nicht, wo er hinauswollte.

„Es braucht ja kein ausführlicher Lebenslauf zu sein,“ scherzte er, „so indiskret bin ich nicht, und was Ihren Zeugnissen beilag, genügt mir vollkommen.“

„Mein Wissensdurst bezog sich vielmehr auf Ihr Leben hier im Sanatorium, wie Sie sich mit Ihrer Tätigkeit abfinden, ob sie Ihnen Befriedigung gewährt,“ fuhr er fort, den Blick noch immer voll auf ihr ruhen lassend.

Sie errötete in freudigem Eifer.

„Er gewährt mir völlige Befriedigung, Herr Professor, und ich könnte mir keinen geeigneteren Ort dafür denken.“

„Das zu hören, freut mich,“ erwiderte er. „Ein edler und praktischer Beruf kann wohl einen ganzen Menschen ausfüllen und befriedigen, nur — kommt man zu dieser abgeklärten Anschauung erst in späteren Jahren. Wenn man jung ist wie Sie, hegt man noch andere Wünsche und Hoffnungen.“

„Ich wüßte nicht, welche,“ gab sie harmlos zur Antwort.

„Hm“ — er räusperte sich. „Wollen Sie denn Ihr ganzes Leben Kranke pflegen — haben Sie noch nie daran gedacht —“

„Mich zu verheiraten?“ fiel sie ihm, plötzlich verstehend, ins Wort, und lachte dabei so hell und lustig auf, wie sie es

in diesem Raum und in Gegenwart Hartungens noch nie fertig gebracht hatte. Ein heller Uebermut packte sie, sie wußte selbst nicht, woher er kam.

„Das ist ja hier — verpönt."

Eine Sekunde lang zogen sich seine Augenbrauen zusammen wegen dieser kühnen Anspielung, dann drohte er ihr lächelnd mit dem Finger:

„Ihnen sitzt der Schalk im Nacken, Schwester Carmen, und — — ich — traue Ihnen nicht recht," sagte er, von dem neckischen Reiz ihres Wesens augenscheinlich gefangen genommen, ebenfalls in scherzendem Ton.

Carmen legte die Hand beteuernd aufs Herz. Sie dachte flüchtig an Laßwitz, aber dieser Gedanke trat schnell in den Hintergrund:

„Ich kann beim besten Willen damit nicht dienen."

„Also der Wille wäre doch vorhanden," bemerkte er launig.

Sie zuckte leicht die Achseln.

„Mein Beruf läßt mir gar nicht Zeit, darüber nachzudenken."

„Hm — und ich meine doch, daß neben aller Berufsfreudigkeit ein gut Teil weibliche Eitelkeit, Selbstbewußtsein, und der Wunsch nach einem außerhalb des Berufs begründeten Wohlbefinden in Ihnen steckt."

Sein Blick setzte sie in Verwirrung und trieb ihr das Blut jäh in die Wangen.

„Ich nehme mir nur mein Teil Lebensfreude, und lasse mir meine frohe Stimmung durch keine äußeren Anlässe verderben," wandte sie ein.

„Recht so," lobte er, „ein froher Lebensmut kann Hoffnungen und Schaffenslust beschwingen, auch wohl ein ernstes Mißgeschick leichter ertragen lassen, nur — darf man das Leben nicht zu leicht nehmen."

„Nehme ich es zu leicht?" fuhr sie auf. „Vernachlässige und verletze ich meine Pflichten etwa?"

Er sah ihr in die blitzenden Augen.

„Nein — nein," beschwichtigte er. „Sie sind pflichttreu und gewissenhaft in Ihrem Beruf, Schwester Carmen."

Das Herz schlug ihr hoch auf und in ihre Augen trat ein leuchtender Glanz. Es war die erste Anerkennung aus seinem Munde.

„Oder," fuhr sie dadurch ermutigt fort, „soll ich nicht mehr lachen und fröhlich sein, sondern lieber dreinschauen wie eine wandelnde Tränenweide?"

„Um des Himmels willen nicht!" rief er in lachender Abwehr.

„Was also dann?" fragte sie keck, indem sie ihre Stellung hier im Augenblick ganz vergaß.

Er antwortete nicht sogleich, aber sein Blick ruhte auf ihr mit eigentümlich forschendem Ausdruck, der ihr das Blut einer heißen Welle gleich zum Herzen trieb. Es war ihr, als müßte sie etwas in sich abwehren, eine Gefahr, eine unsichtbare Gewalt. — —

„Sie — — spielen mit dem Leben," sagte er endlich langsam und leise, und betonte die Worte dabei doch sehr scharf.

„Wie meinen Sie das, Herr Professor," rief sie bebend und von einer inneren Unruhe befallen. „Halten Sie mich für leichtfertig und oberflächlich?"

„Zuweilen," gab er zu.

Sie senkte den Blick und schwieg beklommen. Sie verstand ihn noch immer nicht recht.

Auch er schwieg sekundenlang.

„Das sollte kein Vorwurf sein, Schwester Carmen," nahm er endlich wiederum das Wort. „Sie sind noch jung und haben innerlich noch nicht viel erlebt. Das Leben scheint Ihnen nur Blumen und Früchte zu spenden, und Sie naschen davon. Erst ein herbes Leid reift den inneren Menschen. — Doch —" es war, als schüttelte er gewaltsam etwas in sich ab, „so ernste Gespräche wollte ich mit Ihnen nicht führen."

Seine Züge glätteten und erhellten sich wieder, und in seinen Augen blitzte etwas auf, was sie befangen und doch wieder freier machte.

„Wissen Sie — was ich eigentlich vorhatte?"

„Nun?" fragte sie, schon wieder in leichter Stimmung.

„Ich — wollte Sie schelten."

„Oh!" machte sie halb erschrocken, halb belustigt.

„Jawohl," bekräftigte er und versuchte, sein Gesicht in die gewohnten ernsten Falten zu legen: „Gräfin Braunfels hat sich neulich bei mir über Sie beschwert."

Sie sah ihn ganz verdutzt an. War das Ernst oder Scherz? Die Szene vor einigen Tagen, wo er sie gegen die Gräfin in Schutz genommen hatte, wurde in ihr lebendig.

Er behielt seine ernste, fast strenge Miene bei.

„Sie haben es über dem Spiel mit den Patienten des Sanatoriums verabsäumt, die Gräfin zur gewohnten Stunde nach oben zu führen," fuhr er fort.

Sein Ton und seine Miene täuschten sie. Das Rot des Unmuts und Verletztseins brannte wieder in ihren Wangen auf.

„Ich — verteidige mich nicht," sagte sie stolz, „und wenn der Herr Professor es nicht wünscht, daß ich mich an der geselligen Abendunterhaltung der Gäste beteilige, verzichte ich selbstverständlich darauf."

„Wieder so in Harnisch, Schwester Carmen?" fragte er, mit leichtem Lächeln in ihre sprühenden Augen sehend. „Wer sagt denn, daß ich es nicht wünsche? Im Gegenteil, ich — wünsche es. Sind Sie nun zufrieden?"

„Herr Professor — ich —"

Sie stockte, unfähig, ihrer plötzlichen Empfindung einen Ausdruck zu verleihen.

„Uebrigens habe ich — Ihnen zur Strafe — für die Frau Gräfin — eine andere — Hilfe besorgt," sprach er weiter.

„Ich habe eine Kammerjungfer engagiert," fuhr er fort und lachte dabei.

Carmen stimmte mit einem ganz frohen, jauchzenden Gefühl ein.

„Denken Sie nicht, daß Sie darum eine Erleichterung in Ihren Obliegenheiten erfahren," dämpfte er.

„Ich tue es gern, was zu meinem Beruf gehört," erwiderte sie frohgemut.

„Sie erhalten dafür eine andere Patientin, die Ihnen vielleicht — wenn auch in anderer Hinsicht, noch mehr Mühe machen wird."

„So? Bekommen wir einen neuen Gast?" fragte sie interessiert.

„Ja — mein Töchterchen."

„Ihr Töchterchen? Es kommt zu Besuch?"

„In einigen Tagen erwarte ich meine Kleine. Ich lasse sie schon vor Beginn der Ferien kommen, weil diese zu kurz sind, um eine Kur vorzunehmen. Sie ist sehr zart und blutarm und soll sich durch Bäder stärken. Nun habe ich die Bitte an Sie, Schwester Carmen, diese Bäder zu überwachen, da die französische Bonne, die das Kind begleitet, sich kaum dafür eignen würde."

„Mit tausend Freuden, Herr Professor," rief Carmen zustimmend.

„Warten Sie nur erst ab, ob der kleine Quälgeist Ihnen auch Freude machen wird," sagte er, und dabei strahlte eine unverkennbare väterliche Liebe aus seinen Augen.

Darauf erhob er sich und reichte ihr die Hand.

„Ich danke Ihnen, Schwester Carmen."

Carmen befand sich in einer ganz traumseligen Stimmung und kam erst wieder zu sich, als sie mit den Gästen an der Abendtafel saß.

Der Tee beim Professor wurde dabei einer eingehenden Besprechung unterzogen, und sie beteiligte sich halb mechanisch daran.

Dem nächsten Tage ging sie mit einem unbestimmten Erwarten entgegen. Es ereignete sich aber nichts Besonderes. Der Professor blieb heute, wie so oft, unsichtbar und ließ sich durch Doktor Elsner vertreten.

Erst gegen Abend ging sie zur gewohnten Berichterstattung zu ihm. Das Herz klopfte ihr bis zum Halse hinauf, als sie in sein Zimmer eintrat.

Eine Enttäuschung wartete ihrer.

Sie fand Hartungen wortkarger und kürzer angebunden denn je. Er fragte sie ganz kurz und gab ebenso kurze Anweisungen für den folgenden Tag. Dabei sah er sie kaum flüchtig an und entließ sie schon nach wenigen Minuten.

(Fortsetzung folgt.)

Bunte Chronik

Die „Lusitania" soll gehoben werden

Eine italienische Firma will es mit deutschen Apparaten schaffen.

Die „Artiglio", das Wrackheberschiff der Genueser Firma, deren Taucher in der gesunkenen „Elisabethville" nach dem 25-Millionen-Mark-Diamantenkistchen geforscht hatten, ist unverrichteter Dinge in den Hafen von Saint Nataire zurückgekehrt. Das Diamantenkistchen ist im Schiff nicht gefunden worden; dafür aber anderes: der Mut zu größeren Aufgaben. Was so oft angekündigt worden war, im nächsten Frühjahr soll es Ereignis werden: man will die „Lusitania" aufsuchen, eindringen und ihre Schätze heben.

Die Geschichte vom Diamantkistchen der „Elisabethville" kann noch nicht ganz zu Ende erzählt werden. Es gibt hier ein geheimnisvolles Moment, über das nicht laut gesprochen wird, das aber nun, da die Sache angeschnitten ist, doch bald seine Aufklärung erfahren müßte. Die italienische Firma drückt nämlich heute ihre Zweifel darüber aus, daß das Diamantenkistchen überhaupt mit der „Elisabethville" zusammen versunken ist. Gewiß, noch als die letzte Fahrt, von Kongo auf den Meeresgrund, angetreten wurde, befand es sich auf dem Schiff. Hätte es am Ende einer der Geretteten mitgenommen?

Die Geschichte dieser Zehn Tage unermüdlichen und methodischen Suchens im Wrak, 40 Meter unter dem Atlantischen Ozean, schließt es als ein Rekord, als ein großes Kapitel in der Taucher-geschichte; als ein finanzieller Mißerfolg und als ein technischer Erfolg. Die Neufeld- und Kuhnkeschen Apparate mit ihrem 300-Kilogramm-Gewicht über und ihrem 18-Kilogramm-Gewicht unter Wasser haben sich nicht nur bewährt, sondern geradezu eine neue Taucher-Aera eröffnet. Ohne sie und ohne die vom Innern der Glocke aus gelenkten elektrischen Hände hätte man nicht je 10 Tonnen Material heben können, die gehoben worden sind. Es befinden sich darunter auch einige Tonnen Kongo-Elfenbein — aber nicht die Diamanten.

Es war ein Moment starker Spannung, als an Deck der „Artiglio" an die Oeffnung der in der Kapitänkajüte der „Elisabethville gefundenen Kassette geschritten wurde. Es kostete zwei Stunden harter Arbeit, bis man Platte um Platte von der Kassette loslösen und endlich ihren Inhalt entnehmen konnte. Während dieser zwei Stunden bedauerte man mehr als einmal, nicht einen Einbrecher von Rang an Bord zu haben. Als dann neben ein paar Aufzeichnungen nur 350 Mark in belgischen und 80 Mark in englischen Noten zum Vorschein kamen, war die Enttäuschung groß.

Die Genueser sind aber fest entschlossen, die unschätzbaren Erfahrungen, die ihr erlesenes Taucherpersonal während dieser zehn harten Tage am kühlen Meeresgrund vergeblicher Suche gesammelt hat, bald und intensiv kommerziell zu verwerten. Als nächstes Schiff kommt die „Egypt" daran, ein Passagierdampfer der „Peninsular and Oriental"-Linie, die wie die „Elisabethville" an Frankreichs atlantischer Küste im Jahre 1917 versenkt wurde. Und dann geht es hinunter zum kolossalen Schiffsleib der „Lusitania", der seit dreizehn Jahren im Meer ruht.

Was ist denn das „Panzerschiff A?"

Ein Streit um einen unbekannten Gegenstand.

Der Kampf um das schon vor seinem Bau so berühmt gewordene „Panzerschiff A" hat bekanntlich damit geendet, daß auf Grund eines Beschlusses des Reichsrates die erste Platte zum Bau des Schiffes nicht vor dem 1. September gelegt werden darf. Trotzdem der Streit um dieses Schiff lange und heftig wurde, herrscht in weiten Kreisen der Bevölkerung noch Unklarheiten darüber, was das „Panzerschiff A" überhaupt für ein Fahrzeug ist. Die Bezeichnung mit dem Buchstaben A liegt in einer der üblichen Maßnahmen bei der Reichsmarine begründet. Denn man pflegt die neu gebauten oder neu zu bauenden Schiffe bis zur Namengebung stets mit Buchstaben zu benennen. Die jetzigen Kreuzer „Emden", „Königsberg" und „Karlsruhe" trugen anfangs ebenfalls Buchstabenbezeichnungen. Uebrigens wurde diese Regelung auch schon zur Vorkriegszeit durchgeführt.

Das „Panzerschiff A" ist seiner Größe nach ein Mitteltyp zwischen einem kleinen Kreuzer und einem Panzerkreuzer, wie Deutschland ihn früher baute. Die einstigen Panzerkreuzer hatten eine Größe von etwa zwanzig- bis fünfundzwanzigtausend Tonnen. Nach dem Versailler Vertrag darf Deutschland bekanntlich keine Panzerkreuzer und insbesondere keine Schiffe über zehntausend Tonnen mehr bauen. So mußte sich denn Deutschland zu dem Bau des „Zehntausend-Tonnen-Panzerschiffes A" entschließen. Die Bezeichnung „Panzerschiff" hatte man früher nicht. Vielmehr hatte man die kleinen Kreuzer, Linienschiffe und großen Panzerkreuzer. Den Namen Panzerschiff erhielten die neuen mittelgroßen Fahrzeuge im Hinblick auf die Uebersetzung des französischen und englischen Wortlautes aus dem Versailler Vertrag ins Deutsche.

Wie das Panzerschiff in seinen Einzelheiten aussehen wird, steht noch nicht endgültig fest, da bis zum September, wenn der Bau seinen Anfang nimmt, vielelicht noch einige Umänderungen erfolgen werden. Im allgemeinen läßt sich jedoch schon soviel sagen, daß das Schiff eine sehr starke Armierung erhalten wird. Während man bei dem Bau der kleinen Kreuzer mehr auf die Beweglichkeit und Geschwindigkeit zu sehen pflegt, legt man bei der Herstellung der größeren Panzerschiffe mehr Gewicht auf die Armierung mit starken Panzerplatten. Dieser Grundsatz besteht nicht nur in Deutschland, sondern in allen schiffbauenden Ländern. Entsprechend den kleineren Ausmaßen, die das Panzerschiff gegenüber den früheren Panzerkreuzern besitzt, wird auch die Besatzung des neuen Fahrzeuges geringer sein und etwa siebenhundertfünfzig Mann betragen.

Der erste sprechende Film wird fertig

Der deutsche Tonfilm in Arbeit. — Aufführung in Berlin im nächsten Monat.

Die Aufnahmen die man bisher mit dem Tonfilm gemacht hat, beschränken sich hauptsächlich auf die Festhaltung einzelner Vorgänge, indem man Redner oder Schauspieler bei Ausübung ihrer Tätigkeit optisch und akustisch auf den Filmstreifen bannt. Unterdessen aber war man mit den Vorversuchen zur Schaffung des ersten deutschen Tonfilms beschäftigt, der eine zusammenhängende Handlung enthalten sollte. Diese Versuche der Triergon-Gesellschaft wurden in Anwesenheit des Erfinders des Tonfilms, Masolle, unter der Leitung von Guido Bagier und dem bekannten Regisseur Max Mack durchgeführt. Die Arbeiten haben einen derartig befriedigenden Verlauf genommen, daß man jetzt mit den Aufnahmen zu dem ersten deutschen Tonfilm beginnen konnte. Es handelt sich dabei um ein von Max Mack geschriebenes Filmstück, das sich „Hinter dem Film" betitelt und die Vorgänge in einem Atelier während der Aufnahmen nicht nur, wie dies bisher der Fall war, zu Gesicht, sondern auch zu Gehör bringt. Zur Durchführung der Aufnahmen dieses Filmes hat man draußen in dem ehemaligen Schlößchen Schönholz ein Atelier eingerichtet, in dem alles das zu hören und zu sehen ist, was das Publikum sonst nicht kennenlernen kann und doch zu gerne zu wissen wünscht. Man sieht bei diesen Arbeiten nicht nur den bekannten Aufnahmeapparat, sondern auch zahlreiche Mikrophone an den verschiedensten Stellen der Kulissen, die das von den Darstellern gesprochene Wort mit erstaunlicher Naturtreue wiedergeben. Die Mikrophone sind mit dem Apparat zur Aufnahme der Bilder verbunden, und während die Vorgänge optisch auf dem Filmstreifen festgehalten werden, bannt man dadurch, daß man die akustischen Wellen in elektrische und wieder zurück in akustische verwandelt, auch die Sprache gleichzeitig auf das Zelluloid.

Es ist klar, daß sich durch diese neuen Wege der Filmtechnik und Filmkunst auch neue Probleme öffnen, an deren Klärung man jetzt mit allen Mitteln arbeitet.

Ueber die technische Seite der Frage des Tonfilms sowie über den gegenwärtigen Stand dieses Problems äußerte sich der Erfinder des Tonfilms, Massolle:

„Die Idee des sprechenden Filmes ist so alt, wie der Film selbst. Man hat früher bekanntlich die Lösung des Problems dadurch zu erreichen versucht, daß man das Grammophon zur Hilfe nahm. Aber das Zusammenwirken von Film und Grammophonplatte konnte naturgemäß niemals den sprechenden Film bedeuten. Allein schon deshalb nicht, weil nie eine unbedingte Uebereinstimmung von Ton und Bild erreicht werden und auch die Platte nicht, wie der Film, geschnitten werden konnte. Man denke nur an die leicht eintretende Möglichkeit, daß ein Film einmal reißen könnte. Dann haben wir den grotesken Fall, daß die Leinwand ohne Bild ist, aber die Grammophonplatte ruhig weiterläuft. Der Tonfilm aber kann jederzeit geschnitten werden, wie jeder andere Film. Die ersten wesentlichen Arbeiten auf dem Gebiete des Tonfilms reichen in das Jahr 1918-19 zurück. Unsere schwierigen und mühevollen Versuche waren im Jahre 1922 endlich von Erfolg begleitet, so daß wir noch im

September jenes Jahres die ersten öffentlichen Vorführungen mit dem Tonfilm machen konnten. Ueberall wohin wir kamen, hat unser Tonfilm erfreulicherweise großen Beifall gefunden. Auf das deutsche Tonfilmsystem haben wir jetzt noch 60 bis 70 Patente aufgenommen. Auch im Auslande beschäftigt man sich natürlich mit dem Problem des Tonfilmes. Zur Sicherung unseres Verfahrens besitzen wir gegenwärtig im ganzen 300 Auslandspatente. Das amerikanische System hat vor einem Jahre die Lizenz von der Triergon-Gesellschaft erworben. Ich darf sagen, daß meiner Auffassung nach, soweit es mit den gegenwärtigen technischen Mitteln überhaupt möglich ist, die Frage des sprechenden Films als gelöst angesehen werden kann. Ob in Zukunft die stummen Filme allmählich überhaupt verschwinden und an ihre Stelle die sprechenden Filme treten werden, läßt sich nicht sagen, da prophezeien immer eine schwierige Sache ist. Die ersten sprechenden Filme werden Anfang September öffentlich in Berlin gezeigt werden."

Ueber die künstlerischen Aufgaben, die der Tonfilm stellt, erklärt der Regisseur des ersten deutschen Films dieser Art, Max Mack:

„Die künstlerischen Fragen, die mit der Herstellung eines wirklich guten Tonfilms zusammenhängen, sind meist, vom Standpunkt des Regisseurs aus gesehen, viel schwerer zu lösen, als etwa bei der Einstudierung eines Theaterstückes oder der Herstellung eines stummen Films. Ich suche bei meiner Arbeit weder Beziehungen herzustellen zum Theater, noch zu dem stummen Film. Der Tonfilm bringt meiner Ansicht nach eine ganz neue Kunstrichtung mit sich."

Wettrennen zum Südpol

In den nächsten Wochen wird der Südpol die große Mode der geographischen Forschung werden. Nicht weniger als drei umfassende Expeditionen werden nach der Antarktis ausreisen, um die Regionen des Südpols auf das gründlichste zu erforschen. Die wichtigste dieser Forschungsexpeditionen ist wohl die des Nordpol- und Ozeanfliegers Richard E. Byrd, der zwei Jahre in der Antarktis zubringen will. Die zweite Südpolarexpedition betreibt der nicht minder berühmte Nordpolbezwinger Sir George Hubert Wilkins, während das dritte Unternehmen dieser Art von dem ehemaligen englischen Marineoffizier Douglas George Jeffrey geführt wird.

Byrd und Wilkins werden annähernd um dieselbe Zeit ausreisen, und zwar zu Beginn des Monats September. Der Ausgangspunkt der Byrd-Expedition ist New-York, Wilkins dagegen tritt die Fahrt von San Francisco an. Ende September soll dann schließlich die Ausreise der Expedition Jeffrey ebenfalls von New-York vor sich gehen. Alle drei Expeditionen haben nicht nur verschiedene Reiserouten gewählt, sondern sich auch voneinander abweichende Forschungsziele gesteckt, die zwar letzten Endes alle auf das Endziel der Eroberung das fast noch ganz unbekannten antarktischen Kontinents hinauslaufen.

Byrd begibt sich zuerst mit den 60 Mann, die ihn auf seiner Forschungsreise begleiten, nach Neuseeland. Dort ist bereits in Dunedin eine Lebensmittelbasis in größtem Stile errichtet worden. Wilkins hat den Weg über Panama nach Tasmanien gewählt, von wo er etwa um den ersten November herum mit einem Walfischfänger nach der Roßsee vorzustoßen gedenkt. Jeffrey endlich beabsichtigt erst Argentinien anzulaufen, um mit den Meteorologen dieses Landes eine engere Zusammenarbeit zu vereinbaren. Er wird sein Hauptquartier auf Graham-Land, an der Küste der Weddelsee aufschlagen.

Zahlenmäßig ist Byrds Expedition bei weitem die stärkste. Sie zählt, wie schon gesagt, zirka 60 Mann und ist derart umfassend ausgerüstet, daß sie sich bequem für zwei Jahre in den antarktischen Regionen einrichten kann. Die Kosten dieser Expedition werden auf nicht weniger als eine halbe Million Dollars veranschlagt. Gewaltige organisatorische Vorbereitungen waren erforderlich, um das Unternehmen ins Leben zu rufen und zu sichern. Die Büros der Byrd-Expedition im New-Yorker Biltmore-Hotel ähneln weit mehr einer großen kaufmännischen Organisation als einem Unternehmen der Wissenschaft. Ein riesiger Stab von Sekretären, Stenotypistinnen, Buchhaltern, Einkäufern und Lieferanten ist dort seit vielen Monaten emsig an der Arbeit, die materiellen Grundlagen für die Byrd-Expedition heranzuschaffen. Die finanziellen Mittel wurden fast von der ganzen Welt aufgebracht. Alle Länder Europas sind von den Agenten Byrds bereist worden, um die beste, überhaupt aufzutreibende, technische Ausrüstung in bezug auf Proviant, Kleidung, wissenschaftliche Instrumente, Hundeschlitten, Polarhunde, Funkgerät usw. in seine Hände zu bringen. Für seine großen Forschungsflüge in der Antarktis wird Byrd eine große dreimotorige Ford-Maschine und zwei kleinere Apparate verwenden.

Man kann wohl behaupten, daß noch nie eine Polarexpedition ähnlich reich ausgestattet auf die Reise ging wie die Byrds. Es fehlt einfach nichts, und die Expeditionsteilnehmer werden zum erstenmal die grauenhafte Monotonie des Lebens im ewigen Eise nicht mehr zu fürchten haben. Folgendes ist nur ein kleiner Ausschnitt aus dem Gepäck der Expedition: 3 Schallplattenapparate mit 115 Platten, ein Klavier, eine Bibliothek von 2000 Bänden, Jazz-Instrumente, wie Banjo und Ukulele, 500 000 Zigaretten, eine Tonne Tabak, riesige Mengen Kaugummi, eine Apparatur für Höhensonne, 60 000 Bogen Schreibpapier, 2 Tonnen Schinken, 3 Tonnen Speck, 5 Tonnen Rindfleisch, 2 Tonnen Schweinefleisch, 500 Kisten mit Eiern, 2 Tonnen mit Butter in Zinndosen, 15 Tonnen Mehl, 800 Bettlaken und eine ganze Waggonladung Küchenutensilien.

So großartig sind freilich die beiden anderen Expeditionen von Wilkins und Jeffrey nicht ausgerüstet. Das erklärt sich aber daher, daß sowohl Wilkins wie Jeffrey nicht entfernt so lange Zeit in der Antarktis sich aufzuhalten gedenken wie Byrd. Immerhin wird auch die englische Expedition Jeffrey annähernd 200 000 Dollars verschlingen. Jeffrey, der an der zweiten Shackleton-Expedition teilgenommen hat, will zum Vordringen in die ungeheuren Eisfelder der Antarktis ein Stahlschiff benutzen. Außerdem führt er ein Bellance-Flugzeug mit sich, von ähnlichem Typ wie die von Chamberlin und Levine seinerzeit benutzte Bellance-Maschine. Wilkins endlich wird sich wieder, wie auf seinem Nordpolflug, eines Lockheed-Flugzeuges bedienen.

Es ist geplant, daß alle drei Expeditionen ständig untereinander in funkentelegraphischer Verbindung stehen sollen. Wilkins insbesondere beabsichtigt, das von ihm erforschte Südpolargebiet vom Flugzeug photographisch und kartographisch aufzunehmen, was wissenschaftlich von größter Tragweite ist, da der antarktische Kontinent, an Oberfläche so groß wie die Vereinigten Staaten und Mexiko zusammengenommen, zum weitaus größten Teile noch nie von menschlichen Augen erblickt wurde.

Der Schrecken der Schriftsteller

M. E. Wodward, Cambridge, ein kleiner Angestellter, hat die angenehme Eigenschaft, alle neu erscheinenden Romane gewissenhaft auf eventuelle Fehler zu untersuchen. Natürlich nicht in literarischem Sinne, sondern . . .

Seine Spezialität ist das Studium der Eisenbahnfahrpläne. Und wehe dem armen Schriftsteller, dem hier ein Fehler unterlaufen ist. Da ließ z. B. einer seinen Helden von Calais nach Spanien im Luxuszug reisen, und zwar auf der Strecke Paris-Orleans. Wodward weist ihm nun in einer Londoner Zeitung nach, daß man wohl verschiedene Luxuszüge nach Spanien benützen kann, nur nicht auf der Strecke Paris—Orleans, denn dort verkehre keiner. Neuerdings zieht Wodward auch die Luftverbindungen in seine strenge Kritik ein, da auch hier viel gesündigt wird.

Sie wohnt im Schaufenster

Ein großes amerikanisches Warenhaus zeigt in seinen Auslagefenstern eine komplett eingerichtete Drei-Zimmer-Wohnung mit Küche und Badezimmer. Und diese Wohnung ist bewohnt. Eine schöne Frau und ein niedliches Kammerzöfchen sind die Insassen dieses Glashauses. Man sieht sie speisen, beim An- und Auskleiden, ist Zeuge, wie die Dame ein Bad nimmt, ihre Freundinnen empfängt und wie sie sich abends zu Bett begibt. Mit einem Wort: Miß Edma Kimbys Tageslauf ist ein offenes Geheimnis. Sie, eine Dame der guten Gesellschaft, bekommt natürlich ein fürstliches Honorar für ihre Aufopferung im Dienste dieser exzentrischen Reklame.

Der Boxer und der Schnelläufer

Ein englisches Blatt erzählt folgende Geschichte: Einer der Athleten, die an den Olympischen Spielen in Amsterdam teilnehmen, wurde eines Abens, als er im Kaffee saß, ans Telephon gerufen. Seinen Spazierstock mit goldenem Knopfe ließ er auf dem Tische liegen und legte einen Zettel dazu, auf den er rasch die Worte schrieb: „Besitzer dieses Stockes ist der Schwergewichts-Champion-Boxer der Olympischen Spiele. Ich komme wieder." Als er zurückkam, war der Stock weg und auf dem Zettel standen die weiteren Worte: „Der Stock wurde mitgenommen vom Olympia-Weltmeister im Schnellauf. Er kommt nicht wieder."

Die Anekdote geht, wenn wir uns recht erinnern, auf die erste griechische Olympiade zurück. Aber man begegnet mitunter alten Bekannten gern.